

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 5 (1921)
Heft: 3-4

Artikel: Bibeldeutsch und Bürodeutsch [Fortsetzung folgt]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Rüsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Verstandstelle: Rüsnacht (Zürich).

Druck: G. Iseli, Bern.

Geschäftliches.

1. Einige Mitglieder haben übersehen, daß der Jahresbeitrag erhöht worden ist auf 5 Fr. (für Bezüger der „Zeitschrift“ auf 7 Fr.). Wir legen ihnen für die fehlenden 2 Fr. nochmals einen Einzahlungsschein bei.

2. Wer ist es? Ein Mitglied sandte am 28. Hornung durch Postcheck 10 Fr. ein, schrieb aber irrtümlich auf den Abschnitt, den der Empfänger bekommt, statt seines eigenen Namens den unseres Vereins, so daß wir nicht herausbringen können, von wem der Betrag stammt. Wir suchen auf diesem Wege den Absender und bitten die Mitglieder, auf die der Fall zutreffen könnte, sich beim Rechnungsführer, Sekundarlehrer Brüdlerlin in Rüsnacht (Zürich), zu melden.

3. Unser Vorrat an Mitgliederarten ist am Ausgehen. Aus Sparsamkeit haben wir dies Jahr den Empfang der Jahresbeiträge und kleinerer Zuschüsse nicht besonders bescheinigt, sondern bitten die Absender, sich mit der Postcheckquittung zu begnügen.

4. Die Rundschau wird im Mai erscheinen. Die Krankheit eines Mitarbeiters ist die Ursache der Verzögerung. An der Verspätung der „Mitteilungen“ ist namentlich das Rundschreiben der R. S. G. an unsere Mitglieder schuld.

Bibeldeutsch und Bürodeutsch.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe . . .“

In diese Form hat vor vierhundert Jahren Martin Luther den Anfang der Bibel gegossen. Ein Spaßvogel hat sich einmal den Scherz geleistet, diese Stelle in „modernes“ Deutsch zu übertragen, wie es besonders auf Büros, auf Amts-, Geschäfts- und Zeitungsbüros, aber auch in Gelehrtenstuben geschrieben wird, und hat folgendes herausgebracht:

„Im Anfang wurde seitens Gottes der Himmel, beziehungsweise die Erde geschaffen. Diese letztere war ihrerseits eine wüste und leere und war es finster auf der Tiefe . . .“

Wer die Stelle in Luthers Fassung auch nur einmal hat würdig sprechen hören, der fühlt den Gegensatz zur andern heraus, und wer die beiden Fassungen so unmittelbar neben einander sieht, der findet die zweite lächerlich, er geht hin und — tut desgleichen. Denn leider ist die zweite Fassung kein bloßer schlechter Witz, sondern ein nur allzu guter Witz, und wenn wir nicht bei Luther das Gegenbeispiel dazu hätten, so würde den wenigsten an der

zweiten Form, die wir kurzweg bürodeutsch nennen wollen, etwas auffallen, denn diesen Stil sind wir längst gewöhnt. Wir brauchen den Satz nur aufzulösen und dann die einzelnen Glieder in den beiden Fassungen miteinander zu vergleichen, so werden wir finden, daß unser Spottvogel lauter Mittel verwendet hat, die uns aus dem Amts-, Geschäfts-, Zeitungs- und Gelehrtendeutsch durchaus geläufig, geradezu vertraut sind; nicht einmal ihre Häufung würden wir als Übertreibung empfinden, wenn wir nicht das Gegenstück hätten bei Luther, dessen Sprache wie voller Glockenton klingt, — bei der andern Form glaubt man eine Maus rascheln zu hören im Papierkorb. Auf den ersten Blick mag es leichtfertig anmuten, den Anfang der Bibel zum Gegenstand eines Witzes und diesen Witz zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen, aber wer dabei gewinnt, ist die Bibel und ihr Schöpfer.

Einen Hauptunterschied wollen wir zum vornherein feststellen; wir werden ihn bei der Einzeluntersuchung natürlich bestätigt finden: Die Büroform ist viel länger; sie umfaßt um etwa ein Drittel mehr Wörter, und was für Wörter: „beziehungsweise“ für „und“; die gemeinsamen Wörter sind oft noch künstlich verlängert, so daß wir im einen Falle nur etwa 75 Buchstaben zu schreiben haben, im andern drei Viertel dazu = 134; beim Sprechen bleibt das Verhältnis dasselbe. Also ein gewaltiger Aufwand an Zeit und Papier und Kraft — wofür? Die moderne Fassung sagt doch nicht im geringsten mehr als die alte.

Vergleichen wir sie im einzelnen!

Der erste Unterschied liegt darin, daß die Sagensage bei Luther in der tätigen, beim „Bürolisten“ in der leidenden Form steht:

Gott schuf Himmel und Erde.

Himmel und Erde wurden von Gott geschaffen (in die einfachste Form gebracht; über die Verzierungen „seitens Gottes“ sprechen wir später). Luther braucht für die Aussage ein einziges Zeitwort, ja eine einzige Silbe: schuf, das Bürodeutsch braucht zwei Wörter von zusammen 5 Silben: neben der Stammsilbe „schaff“ die allein etwas aussagt, nämlich genau soviel wie „schuf“, ein zweisilbiges Hilfszeitwort „wurde“, eine Vorsilbe „ge“ und eine Nachsilbe „en“, und diese vier Silben haben für sich gar keine Bedeutung, sie sind nur „Hilfskonstruktionen“, um die eine Silbe „schaff“ ins richtige Licht zu stellen, d. h. anzudeuten, daß der Sinn von schaff in die Vergangenheit und in die Leideform zu setzen sei! Der Fluch der bösen Tat oder vielmehr der Nicht-Tätigkeit bringt es dann mit sich, daß der ursprüngliche Satzgegenstand „Gott“ mit Hilfe des Vorworts „von“ in den Satz hineingeschmuggelt werden muß,

das gibt, grammatikalisch gesprochen, eine „Umstandsbezeichnung.“ Dieser sonst nicht gerade einleuchtende Ausdruck der Sprachlehre wird einem in diesem Falle unheimlich klar; denn eine Umständlichkeit ist es auf alle Fälle. Aus der einen Silbe „Gott“ werden zwei: „von Gott“; ja durch geschickte Wahl des Vorwortes kann man vier daraus machen: „seitens Gottes“, und so ist aus Luthers „einfach nacktem Satz“: „Gott schuf“ ein Bandwurm von 4 Wörtern oder 9 Silben geworden: „wurde seitens Gottes geschaffen“!

Ist das gleichgültig?

Zunächst ist es eine Verschwendung von Zeit und Papier und Tinte, also ein wirtschaftlicher Verlust. Er erscheint in diesem einzelnen Falle natürlich unbedeutend, aber die Leideform ist nicht das einzige, nur ein ziemlich häufiges Mittel, eine Aussage aufzublasen, und wenn sich durch Knappheit des Satzbaues auch nicht wie hier drei Viertel, sondern nur ein Achtel einsparen ließe, so könnte man entweder die Arbeitsleistung im Tage wesentlich erhöhen oder das Schreibmaschinenfräulein schon um 5 Uhr spazieren schicken. Wenn man beobachtet, welche Bedeutung in den Kämpfen um die Arbeitszeit einer täglichen Halbstunde zukommt, erscheint einem die sprachliche Zeitverschwendung doppelt lächerlich. An Tinte, Federn, Abnutzung der Schreibmaschine könnte man vielleicht einen Monatsbetrag einsparen. Freilich, der Zeitungsberichterstatter, der bei der Zeile bezahlt ist, dem wird gerade die Leideform ein willkommenes Mittel sein, da und dort eine Zeile mehr herauszuschinden, ohne im geringsten etwas mehr sagen zu müssen.

Ein anderer Nachteil ist der: die umständlichen Hilfsmittel (Hilfszeitwort, Vor- und Nachsilbe, Vorwort), die die Leideform erfordert, erschweren die Uebersicht, sie stehen überall herum und dem Verständnis im Wege.

Endlich, und das ist das Entscheidende: der Sinn! Wo ich von einem leidenden Gegenstand sprechen will, da verlangt natürlich der Sinn die Leideform; die Frage ist nur: wovon will ich in diesem Falle sprechen? Will ich von Gott sprechen, der von Anfang an da war und in seiner Allmacht Himmel und Erde schuf, als Schöpfer „tätig“ war, oder will ich „in erster Linie“ von Himmel und Erde sprechen und erst „in zweiter Linie“, im Vorbeigehen, in einer Umstandsbestimmung grad „auch noch“ den „Funktionär“ nennen, der die „diesbezüglichen Veranstaltungen“ getroffen hat? Die biblische Fassung ist nicht nur kürzer und klarer, sie ist auch kräftiger, wuchtiger, und, was die Hauptsache ist: sie trifft den Sinn besser oder: sie enthält mehr Sinn, man möchte fast sagen: mehr Stimmung, mehr Schöpfungsstimmung, wir sehen den Schöpfer, wie ihn Michel Angelos Hand gemalt, durchs Weltall schweben und schaffen. Weil der biblische Ausdruck kürzer, einfacher und deutlicher ist, ist er äußerlich schöner, und weil er hier, wo es auf Schöpferkraft ankommt, kräftiger klingt, ist er innerlich schöner als die heutige Büroform.

Daß die Leideform heute die büromäßige Form ist, haben schon Wustmann, Engel u. a. nachgewiesen, und zwar blüht sie besonders in der Amts- und Rechtssprache, auch in der schweizerischen. Dr. Hugentobler, unser Mitglied, ist ihr in seiner Arbeit über die „Schweizerdeutsche Amtssprache“ (besprochen in unsern „Mitteilungen“, 4. Jahrgang, Nr. 11/12) fleißig nachgegangen und hat sie erklärt aus dem staatlichen Gemeinschaftsgedanken, unter dessen Macht die Kanzlisten die persönliche Ausdrucksweise zu vermeiden suchen. Die Behörden beschließen nichts, sondern es wird von ihnen beschlossen; Bundes-, Regierungs- und Gemeinderat ernennen und entlassen niemand, sondern es

werden ernannt und entlassen . . . In einer Botschaft des Bundesrates von 1912 heißt es: „Was die Zahl der Geschütze anbelangt, so mußte bei deren Bestimmung sowohl die Ausrüstung unserer Festungen mit Steilfeuergeschützen überhaupt, also mit Inbegriff der eingebauten, immobilien Haubizen, als die Zahl der Punkte, an denen die mobilen Geschütze Verwendung finden sollen, in Betracht gezogen werden.“ Hätte der Hauptsatz gelautet: „ . . . so mußten wir . . . in Betracht ziehen“, so hätte der ganze lange, wortreiche Satz mehr Halt gehabt. Manchmal ist es ja ganz bequem, wenn man verschweigen kann, wer etwas getan hat oder tun sollte; z. B. in derselben Botschaft: „Nur so kann das wertvolle Korpsmaterial geschont . . . werden.“ Wenn man's aber doch sagen will, so ist es nicht bloß grammatikalisch ein Umstand, sondern auch logisch ein Umweg, wenn z. B. die Bundeskanzlei an die Kantone schreibt: „Wir haben die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß diese Abstimmung von uns auf Sonntag, den . . . angelegt worden ist“ oder „die Telegraphenverwaltung ist von uns angewiesen worden . . .“. Warum nicht: „wir haben . . . angelegt oder angewiesen?“ So viel Selbstbewußtsein stünde dem Bundesrat nicht übel an, oder würde das jemand als undemokratisch empfinden? Für „ . . .“ so könnte seitens der Subventionsstaaten die Ausführung . . . zu hintertreiben versucht werden“ dürfte man flüssiger und deutlicher sagen: „so könnten die Subventionsstaaten die Ausführung . . . hintertreiben“, aber diese Deutlichkeit wäre vielleicht unhöflich. „Ob und in welcher Weise von seiten der Schweiz die Errichtung einer internationalen Zentralfstelle . . . gefördert werden könnte“ — wäre es nicht würdiger, wenn die Schweiz ein solches Werk selber förderte, als wenn es „von seiten ihrer“ gefördert würde? Fast in allen Beispielen, die Hugentobler aus zwei Jahrgängen des Bundesblattes anführt, gewinnt der Satz nicht nur an Kürze und Klarheit, sondern auch an Kraft und Würde, wenn man ihn in die tätige Form überseht.

Ein anderes amtliches Sprachdenkmal, das nicht besser und nicht schlechter ist als hundert andere, beginnt so: „Am . . . 1919 wurde durch die Gemeindeversammlung die Verordnung über . . . angenommen, durch welche die Handänderungs- und die Grundstücksgewinnsteuer eingeführt wurde. Diese Verordnung wurde am . . . 1919 regierungsrätlich genehmigt.“ Hätte es geheißen: „Am . . . 1919 hat die Gemeindeversammlung die Verordnung . . . angenommen und dadurch (oder: damit) die . . . Steuern eingeführt; der Regierungsrat hat am . . . diese Verordnung genehmigt“, so wären die zwei „hat“ zum mindesten ebenso schön gewesen wie die drei „wurde“, und der Satz wäre etwas durchsichtiger gewesen und dabei würdiger, geradezu demokratischer. Die Gemeindeversammlung hat das Recht anzunehmen oder zu verwerfen, der Regierungsrat hat die Befugnis, zu genehmigen oder nicht zu genehmigen. Die Menschen, die „freien Bürger“ und ihre erwählten Vertreter werden bei der Leideform in den Hintergrund geschoben; Hauptsache wird die Verordnung, das Reglement, das Papier. Aus einem tatkräftigen Regierungsrat wird ein „Umstand“, und was für einer! „Regierungsrätlich“! das klingt geradezu schändlich.

Da schreibt eine Feuerwehrkommission an eine andere Behörde, daß ihre Ausrüstungsgegenstände im bisher benützten Raume Schaden leiden, „weshalb an eine andere Unterbringung herangetreten werden muß“. Man gönnt ja dem guten Mann das Selbstgefühl, das er nach „Bollbringung“ dieses Satzes genossen haben muß, aber schöner, natürlicher wäre gewesen: „weshalb wir sie anderswo

unterbringen müssen“ oder allenfalls (aber schon etwas schwulstig): „weshalb wir an eine andere Unterbringung herantreten müssen“ oder allenfalls in der einfachen Leideform: „weshalb sie anderswo untergebracht werden müssen“ — aber nein! es müssen beide Stilschönheiten verbunden werden, die Leideform und die Umschreibung durch das großartige „herantreten“, also muß an eine andere Unterbringung herantreten werden. Es muß entschieden an die Bewunderung dieses Satzes herantreten werden!

Wie ist der Unglücksman auf den Gedanken gekommen, so zu schreiben? Das hat ihm doch niemals sein gesunder Menschenverstand eingegeben? — Weil es ihm andere, „Borgesezte“, die es besser wissen sollten, so vorgemacht haben. Sogar im mündlichen Amts- und Vereinsdeutsch blüht ja dieses „Werden“, sogar mit „Wollen“. „Will die Diskussion (oder gar Diskusion!) noch weiter benutzt werden?“ „Wollen Anträge gestellt werden?“ Richtiges Reglementsdeutsch ist die Vorschrift in einem Straßenbahnwagen: „Behufs Vermeidung etwaigen Schadenersatzes wolle im Bedarfsfalle das Öffnen und Zumachen der Fenster dem Schaffner übertragen werden,“ statt: „man wolle übertragen.“ Ueberhaupt diese höfliche Leideform von wollen! „Bei geschlossener Türe wolle die Nachtklocke gezogen werden“ statt „wolle man ziehen“. An einem Schlachthaus in Süddeutschland soll einmal gestanden haben: „Schweine wollen nur Montags und Donnerstags geschlachtet werden.“

Die Leideform ist ja manchmal, auch wo sie nicht nötig wäre, willkommen zur Abwechslung und wird in diesem Sinne schon den Volksschülern beigebracht, damit sie im üblichen (!) Aufsatz über die Schulreise nicht immer schreiben: dann gingen wir . . . , dann sahen wir . . . , dann aßen wir“ Schöner sei: „dann wurde (allenfalls: von uns) das Mittagessen eingenommen.“ Aber 10 „wir“ werden in der Regel noch besser wirken als 5 „wurde“, und es gibt ja doch nur eine Stilregel: Schreibe natürlich!

Selbstverständlich ist die Leideform in vielen Fällen die bessere oder die einzig richtige oder die einzig mögliche; wo man sie aber vermeiden kann, soll man's tun. Daß sie heute überwuchert, wird jeder bestätigen, der Ohren hat zu hören.

Das wäre der erste und ein Haupt-Unterschied zwischen biblischer und „bürokratischer“ Ausdrucksweise.

(Fortsetzung folgt.)

Zu unsern Zahlen.

Aus dem Militärdienst sendet uns ein Mitglied ein paar sprachliche Beobachtungen:

1. Die Zahlen *zwei* und *drei* werden leicht verwechselt, weil sie zu ähnlich klingen. Die Mundart kennt die Verwechslungsmöglichkeit nicht, denn sie sagt z. B. im Baselbiet: *zwei* (männlich), *zwei* (weiblich), *zwei* (sächlich) und *drei*; auch die Baselstädter unterscheiden *zwei* (für alle Geschlechter) und *drei*. Andere Mundarten unterscheiden anders. Diese Unterscheidung ist sehr wichtig; unsere Schriftsprache ist hier unpraktisch.

Bei der Artillerie müssen die Schußzahlen von einem Geschütz zum andern gerufen werden. Oft werden ähnlich klingende Zahlen im Wind und Schußlärm unrichtig verstanden und also auch unrichtig eingestellt. Das kann gefährlich werden. Bei einer Schießübung wurde statt der Distanzzahl 362 die Zahl 262 gestellt. Statt ans Ziel schlug der Schuß viel zu nahe: mitten in ein Dorf. Im Kriegsfall hätte man die eigenen Truppen getroffen.

Nun wird in einem großen Teil der Artillerie, besonders bei der Festungsartillerie, über kurz wohl bei der ganzen Deutschschweizer Artillerie die Zahl 2 immer *zwei* ausgesprochen. Es erschallen also Befehle wie: Rechts Zielpunkt Richtung *zwei*undachtzig Trommel *zwei*unddreißig. Geländewinkel hundert*zwei*undneunzig. Geschütz Nummer *zwei* Feuer. *Zwei* Schuß. *)

Es tönt merkwürdig, nicht wahr? Darum hab ich's mitgeteilt. Tausende von Leuten bekommen Befehl, sich diese Aussprache anzugewöhnen. Sollte dieser Befehl schließlich sprachgeschichtlich wichtig werden? Möglicherweise, weil die richtige Anwendung von *zwei* und *zwei* und *zwei* ohnedies mancherorts ins Wanken geraten ist. Es ist allerdings klar, daß die Sicherheit von Menschenleben über der Sprachrichtigkeit steht.

2. Weil wir gerade bei unsern Zahlen sind: Die Nachstellung der Zehner hinter die Einer ist eigentlich auch etwas unpraktisches und unlogisches. Die meisten andern Kultursprachen sind uns hier überlegen. Wie knapp und klar stehen *twenty-five* oder *vingt-cinq* neben unserem *fünf-und-zwanzig*. Wenn es schon ein Verstoß gegen den Sprachgeist ist, darf es doch einmal ausgesprochen werden, daß sich die deutsche Sprache ohne ihre schleppenden Zahlen für Wissenschaft und Handel besser verwenden ließe. Ist es ausgeschlossen, daß man dereinst vielleicht *zwanzigfünf* sagt? Man sagt ja auch *hundertfünf*. Beim Ablesen der Zahl 225143 muß man zweimal rückwärts lesen. Also Sprachgeist, nimm mir ein offenes Wort nicht übel! Unserer Zeit ist kritisch veranlagt.

3. Noch etwas zu den Zahlen: Sie sind nun mal so, und einstweilen muß man sich darnach richten. Es ist deshalb albern, die 24-Stundenzählung einfach aus dem Französischen ins Deutsche zu übertragen: Im Französischen sind nämlich unter den Zahlen 13—24 ihrer 4 einfilbig, 7 zweifilbig und 1 dreifilbig; im Deutschen dagegen ist in dieser Reihe keine einfilbig, 8 sind zweifilbig, 4 sogar vierfilbig. Für die deutsche Sprache paßt deshalb die 2×12 Stundenzählung besser; wir sollten die welsche Zählung nicht nachäffen, denn sie widerspricht dem gegenwärtigen Bau unserer Zahlen. Hoffentlich zwingt ein gesundes Sprachgefühl unseres Volkes den voreiligen Amtsschimmel, den Schwanz einzuziehen. Vorläufig schlägt's noch drei am Turm, und eine Stunde später nimmt man *z'vieri* und nicht *z'sechszähni*; ich habe auch noch keinen sagen hören: Du chunsch de am *einezwanzgi*? Aber alles flucht über die unverständlichen Fahrpläne: jedem Volk gehört das, was es sich gefallen läßt. R. L.

Es rast der (Genfer-)See und will sein Opfer haben.

(Nochmals der Fall Bohnenblust.)

Es tut mir sehr leid, die Leser nochmals mit dieser unerquicklichen Geschichte belästigen zu müssen. Aber nachdem der Zentralvorstand der R. S. G. sich die Mühe genommen und uns die Ehre erwiesen, an alle Mitglieder des Deutschschweizerischen Sprachvereins ein Rundschreiben zu richten, muß ich die Ehrung doch verdanken. Zunächst wird mir etwas wie Fälschung der „Verwahrung“ Bohnenblusts vorgeworfen, Auslassungen und Veränderungen des Wortlauts. Dazu ist zu sagen:

Ausgelassen habe ich am Anfang des dritten Abschnitts nach „Aufsatz“ den Zwischensatz: „nicht gezeichnet, aber unter der verantwortlichen Leitung des Herrn Professor Dr. August Steiger in Rüschach erschienen“ — weil meine Verfasserschaft für unsere Leser selbstverständlich war.

*) Das ist bei der deutschen Kriegsmarine schon längere Zeit üblich gewesen. Bl.